

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Bis der Herbst kommt**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 1991**

VII

## VII

Seit Maria dank der genialen Idee von Onkel Fritz nicht mehr Hennen hüten mußte, zog Großmutter sie stärker zu anderen Arbeiten heran. Eine davon war Jäten. Es ist ja jedem Gartenbesitzer bekannt, daß Unkraut ungleich besser gedeiht als die sorgsam gesäten Pflänzchen. Läßt man der Natur hier freies Spiel, dann sind die Beete bald von Unkraut überwuchert, während der Salat, die Rüben oder der Spinat mit der Lupe gesucht werden müssen. Maria behauptete immer, daß sich die geliebten Nutzpflanzen letztlich doch durchsetzen würden. Doch Großmutter blieb hart. Ein Garten muß gepflegt werden.

“Heute ist es doch so heiß. Und das Jäten ist eine langweilige Arbeit”, beschwerte sich Maria.

“Ach was, langweilige Arbeit!” rief Großmutter aus. “Langweilige Arbeit gibt es nicht. Jede Arbeit, mit Eifer ausgeführt, hat ihre interessanten Seiten.”

Maria wußte schon, was noch kommen würde. Und tatsächlich mußten wieder die Bauernkinder herhalten: “Was täten denn die Kinder hier am Berg. Schau sie dir doch an, was die arbeiten müssen! Dagegen ist das Jäten dieser drei lächerlichen Salatbeete eine Spielerei. Eine Spielerei ist das!”

Es war aussichtslos. So nahm Maria halt die Harke zur Hand und begann das unerwünschte Grünzeug auszuzupfen. Nach einer mühseligen Viertelstunde hatte Maria gerade das erste Salatbeet rechts vom Mittelgang gejätet, da riß Toni das Gartengatter auf. Sie keuchte, weil sie so schnell gelaufen war.

“Jetzt hat die Gruberbäuerin endlich ihr Kind gekriegt.”

“Da wird sie froh sein. Großmutter hat gesagt, daß sie schon vierzehn Tage über der Zeit ist. Was ist es denn, ein Bub oder ein Mädchen?”

“Ein Bub. Meine Mama war die ganze Zeit dabei. Mich haben sie nicht hineingelassen. Dabei hätte mich interessiert, wie ein Kind geboren wird.”

Maria legte die Harke aus der Hand. “Weißt du nicht, wo die Kinder herkommen?”

“Nicht genau”, gab Toni zu.

“Das ist ganz einfach. Sie kommen aus dem Bauch der Frau. Genau wie bei den Säugetieren.”

Maria freute sich, daß sie einmal Toni etwas erklären konnte. Für gewöhnlich war immer sie es, die sich von Tonis Wissen verblüffen lassen mußte.

“Interessant!” sagte Toni. “Mit meiner Mama kann ich über solche Sachen nicht reden. Sie behauptet, ich verstehe das noch nicht. Dabei ist es ganz einfach zu verstehen.”

“Hallo, was tuschelt ihr da unten?”

Maria und Toni reckten die Köpfe. Willi lehnte sich aus dem Stubenfenster. “Kommt schnell, dann könnt ihr euch zwei verkleidete Amis anschauen. Sie hocken in der Küche und trinken Holundersaft.”

“Die interessieren mich nicht”, rief Toni hinauf.

“Sie sind nicht nur verkleidet, sie reden auch ganz anders als die gewöhnlichen Amis.”

“Haben sie Kaugummi?”

Das war eine der angenehmen Neuerungen, die durch die Amis ins Leben gekommen waren: der Kaugummi. Vor dem Einmarsch der Amerikaner hatten die Kinder sich mit einer besonderen Art von Pech begnügen müssen. Dieses Pech schmeckte bei weitem nicht so gut wie der Kaugummi. Wenn man irrtümlicherweise das ordinäre Baumharz statt dem richtigen, zum Kauen geeigneten Pech erwischte, verpickte man sich den Schlund damit.

“Ob sie Kaugummi haben? Frag sie doch selber.”

“Komm, schauen wir sie uns an”, sagte Maria, “wenn sie uns schon den Holundersaft wegtrinken.”

“Wir haben auch Durst”, sagte Maria, als sie die Küche betraten.

“Ihr bekommt auch einen Holundersaft. Aber zuerst begrüßt ihr ordentlich unsere Gäste. Bonjour heißt das heute. Die zwei Soldaten sind nämlich Franzosen.”

Die Männer hatten ihre Mützen abgenommen und die Uniformjacken ausgezogen. Sie nickten Maria und Toni zu und wischten sich ab und zu den Schweiß von der Stirn. In der Küche war es noch schwüler als draußen im Freien.

“Heute wird noch ein Gewitter kommen”, meinte Großmutter.

Maria stupste Willi an. “Du mit deinen verkleideten Amis”, flüsterte sie ihm zu. “Hast du gehört, es sind Franzosen.”

“Mutter, warum haben wir auf einmal Franzosen statt der Amis bei uns?” fragte Willi.

“Weil Tirol nun der französischen Militärverwaltung unterstellt wurde. Jetzt trink deinen Saft aus, und geh dann spielen!”

“Er muß noch Holz hereinholen. Das mach’ ich heute nicht. Ich habe gejätet”, sagte Maria.

“Das könnt ihr wohl zusammen machen, Maria. Willi ist noch so klein.”

Maria wollte schon protestieren, da standen die Franzosen auf. Sie sagten eine Menge Worte, von denen niemand ein Wort verstand.

“Ich werde Fritz fragen, ob er nicht versuchen könnte, ein französisches Wörterbuch aufzutreiben”, sagte Mutter. “Wenn sie uns besetzt halten, ist es besser, ein paar Brocken der Sprache zu verstehen.”

“Bist du schon fertig mit Jäten, Maria?” fragte Großmutter.

“Fast. Bei dieser Hitze wird man wohl zwischendurch etwas trinken dürfen.”

“Ja, natürlich darfst du das. Aber dann mach weiter. Und bitte mach es ordentlich!”

“Ja, ja”, sagte Maria.

Sie wußte, Großmutter würde die Beete sicher überprüfen, und mit ihren Brillen entging ihr leider keine Schlamperei mehr. Manchesmal wünschte Maria, der Optiker hätte Großmutter eine etwas weniger sehscharfe Brille verpaßt.

Mittags kam Frau Prohaska einen Sprung zu Mutter in die Küche. Maria war gerade dabei, das Geschirr abzutrocknen.

“Frau Singer, wissen Sie, daß die Kartenlegerin wieder auf dem Gruberhof ist?”

Maria stapelte vorsichtig einen Teller auf den anderen. Frau Prohaska brachte immer die interessantesten Neuigkeiten.

“Ah, der Gruberbäuerin ihre Wahrsagerin ist wieder da!” sagte die Großmutter.

Alle in der Familie kannten die Geschichte. Die Kartenlegerin lebte in Jenbach. Sie war mit der Gruberbäuerin befreundet seit der Zeit, als sie dieser den Tod der Altbäuerin vorhergesagt hatte. Die junge Frau hatte in den Hof eingeheiratet. Als fünfte Tochter eines Kleinhäuslers hatte sie nichts in die Ehe mitbringen können. Daraus hatte die Altbäuerin das Recht abgeleitet, die Junge nach Kräften zum Arbeiten anzuhalten und sie von früh bis spät herumzukommandieren. Maria hatte oft gesehen, wie die junge Frau bei Mutter in der Küche geweint hatte. Eines Tages war sie in ihrer Not zur Kartenlegerin nach Jenbach gefahren. Die hatte erst lange Zeit mit ihr geredet. Nach dem Kartenlegen hatte sie ihr den Rat gegeben: “Hab Geduld, es wird nicht

mehr lange dauern, und du wirst erlöst werden." Und tatsächlich, ein Jahr darauf war die fast sechsundachtzigjährige Altbäuerin an einem Gehirnschlag gestorben. Seither schwor die Gruberbäuerin auf die Kunst des Kartenlesens. Jedes Jahr lud sie die Kartenleserin samt ihren zwei Kindern eine Woche lang zum Sattessen auf den Hof ein.

"Wenn ihr wollt, kommt sie auch zu euch", berichtete Frau Prohaska.

Mutter überlegte. "Was verlangt sie denn?"

"Für Lebensmittel aller Art ist sie dankbar. Ein Tiegelchen Schweineschmalz oder ein paar Eier machen sie glücklich. Und sie ist wirklich gut. Sie versteht ihr Geschäft."

"Dann soll sie heute abend heraufkommen", entschied Mutter.

"Heute? Nein. Heute war sie schon bei der Plaiknerin. Zweimal am Tag will sie nicht die Karten aufschlagen. Das strengt sie zu sehr an."

"Der Plaikner ist ja schon seit zwei Jahren als vermißt gemeldet. Wissen Sie, was sie der Bäuerin gesagt hat?"

"Ja, leider nichts Genaueres. Die Karten haben so widersprüchliche Auskunft gegeben, daß sie keine Deutung wußte. Das passiert eben auch manchmal: Die Karten sagen nichts, rein gar nichts."

"Sie sind ja schon eine Expertin, Frau Prohaska", sagte die Großmutter.

Frau Prohaska wehrte ab. "Nein, nein, ich finde es einfach faszinierend, dieses Kartenlesen. Die Wahrsagerin freut das natürlich, und so hat sie mir viel erzählt."

"Also, wenn sie morgen abend Zeit hätte, das wäre mir recht", sagte Mutter.

Maria und Willi trug sie streng auf, dem Briefträger gegenüber kein einziges Wort über die geplante Aktion verlauten zu lassen. "Sonst lacht er uns womöglich noch aus", meinte sie. "Er ist ein Eiferer, deshalb braucht er gar nicht alles zu wissen."

Dienstagabend mußte Maria der Mutter helfen, Willi und Lisa ins Bett zu bringen. Die Kartenlegerin kam erst gegen acht, da sollten die Kleinen schon schlafen.

"Glaubst du, sie kann wirklich sagen, wann Vater heimkommen wird?" fragte Maria, als sie im Schlafzimmer schon das Licht gelöscht hatten und in der Stube noch die frischgewaschenen Windeln zusammenlegten.

Mutter seufzte. "Ich hoffe es von ganzem Herzen."

"Und wenn Vater schon tot ist?"

Maria wollte das eigentlich nicht sagen. Noch niemals hatte jemand in der Familie direkt ausgesprochen, daß Vater im Krieg hätte getötet werden können. Es war, als ob das Verschweigen dieser entsetzlichen Möglichkeit seine Gefährdung mindern könnte. Mutter zuckte zusammen.

“Er lebt. Ich hätte es gespürt, wenn er gefallen wäre. Irgendwie hätte er es mir zu verstehen gegeben. Das hat er nicht. Also lebt er.”

Trotz dieser scheinbaren Gewißheit schlug Mutter plötzlich die Hände vors Gesicht und fing zu weinen an. Maria tat es sehr leid, daß sie sich hatte hinreißen lassen, Mutter mit solchen Fragen zu kommen. Nun weinte Mutter und war unglücklich.

“Bitte, Mutter, wein nicht”, sagte sie leise. “Wenn du doch weißt, daß Vater lebt.”

“Ich weiß es, und ich weiß es nicht, Maria. Manchesmal glaube ich felsenfest an das, was ich dir eben erzählt habe. Und dann wieder denke ich, es sind nur Hirngespinnste, und meine Zuversicht ist nichts weiter als feiger Selbstbetrug.”

“Vielleicht weiß es die Wahrsagerin.”

“Ach, ich glaube, es war ein Blödsinn, die Kartenlegerin kommenzulassen. Wahrscheinlich ist das alles nur Aberglaube.”

“Aber wenn doch etwas dran ist?”

Mutter sprang auf. “Schluß jetzt, ich bin schon ganz durcheinander. Ich habe sie gebeten zu kommen, also wird sie kommen.”

Die Kartenlegerin war mit Frau Prohaska und Toni zum Nachtmahl eingeladen. Es gab gekochte Polenta. Als Beilage opferte Mutter den letzten Salatkopf aus dem Garten. Es war so reichlich, daß alle satt wurden.

“Danke für das gute Essen”, sagte die Wahrsagerin, nachdem sie sorgfältig den letzten Brösel Polenta vom Teller geputzt hatte. Sie trug ein dunkles Kleid mit vielen kleinen Kugelknöpfen und einem hellgrauen Spitzenkragen. Das Haar hatte sie in weichen Wellen nach hinten gekämmt und zu einem Knoten zusammengefaßt. Auf Maria wirkte sie kein bißchen geheimnisvoll.

Nachdem der Tisch abgeräumt war, holte sie ein schmales Päckchen Karten aus ihrem Beutel.

“Nun wollen wir einmal schauen, was die Karten uns zu sagen haben.”

Sie mischte sie gut durch und schob sie der Mutter hin. “Bitte heben Sie ab.”

Die Wahrsagerin nahm einen der beiden Kartenstöße und legte die Karten bedächtig in fünf Reihen auf. Dann nahm sie die übriggebliebenen und begann, einzelne Karten damit zuzudecken. Schließlich drehte sie, anscheinend nach einer bestimmten Reihenfolge, verschiedene Karten um, wobei sie den Kopf gewichtig hin und her wiegte: "Schellbube und Herzkönig, gut, gut. Aber die Eichel! Die Eichel, die gefällt mir gar nicht, nein, gar nicht gefällt mir die, so nahe beim Herzkönig. Aber da haben wir ja noch das As, das Schell-As. Gut. Das ist gut."

Alle blickten gebannt auf die Wahrsagerin und die Karten. Niemand traute sich, etwas zu sagen. Endlich fragte Mutter: "Nun, was sagen Sie, wird mein Mann nach Hause kommen? Und wann wird das sein?"

"So genau kann ich das nicht sagen. Aber ich kann erkennen, daß eine große Freude auf Sie wartet, und daß diese Freude von einer Ihnen nahestehenden Person kommt. Es könnte durchaus Ihr Mann sein."

Mutter schluckte, und Maria sah ihr an, daß sie gerne etwas gesagt hätte, sich aber beherrschte und schwieg. "Dürfen wir das Radio einschalten?" fragte sie. "Ich möchte gerne Radio hören."

"Ja, ja", sagte Mutter, und zu den Gästen gewandt fuhr sie fort: "Ich schlage vor, wir räumen die Karten beiseite und unterhalten uns."

Während die Erwachsenen miteinander redeten, hockten sich Toni und Maria vor den Radioapparat. Außer Lesen liebte Maria nichts so sehr wie Radiohören. Der Gedanke, daß die Luft erfüllt war von tausendfachen Lauten und ein Knopfdruck genügte, sie einzufangen und hörbar zu machen, faszinierte sie. Die ganze Welt oder zumindest das halbe Europa konnte mit Hilfe eines kleinen Holzkastens zum Reden gebracht werden. Ungeniert durfte man nun am Radio herumprobieren. Nie mehr brauchte man Angst zu haben, beim Schwarzhören ertappt zu werden. Das grüne Auge blinzelte, wurde breit, schmal, verschwand, kam wieder, und damit wechselte die Deutlichkeit der Töne. Nun war eine männliche Stimme klar und beinahe ohne Nebengeräusche zu vernehmen.

"Wie wir gestern schon berichtet haben, wurde in den Morgenstunden des 6. August die erste Atombombe der Welt gezündet. Wir sind in der Lage, den Bericht eines Augenzeugen, nämlich des Piloten des betreffenden Bombers, unseren Hörern zur Kenntnis zu bringen."

Die Erwachsenen am Tisch hatten ihr Gespräch unterbrochen.

“Dreh lauter, Maria”, sagte Mutter, “das müssen wir hören.”

“Oberst Tibbett, der Pilot jener Superfestung, welche die erste Atombombe abwarf, gab folgende Erklärung an die Welpresse: ‘Aus einem Flug in großer Höhe wurde die Atombombe am Montag früh auf Hiroshima abgeworfen. Es war helles Tageslicht. Die Straßen und Gebäude der Stadt zeichneten sich klar ab. Die Bombe fiel in das Zentrum der Stadt. Im gleichen Augenblick schoß eine mehrere Kilometer hohe Stichflamme empor, die so hell war, daß die Besatzung der Superfestung trotz ihrer dunklen Spezialgläser geblendet wurde. Dann folgte ein furchtbarer Donner, und die ganze Stadt verschwand in dichter Finsternis. Was wir danach sahen, war kaum zu glauben. Unter uns erhob sich rasch ein ungeheurer Berg aus schwarzem Rauch. Sonst war nichts zu sehen. Als dieser Berg fast sieben Kilometer hoch gestiegen war, sahen wir die Reste der Stadt auf seiner Spitze in einer Woge brodelnden Staubes tanzen. Dieses Brodeln hielt einige Minuten lang an. Dann schoß aus der Mitte des Rauchberges eine weiße Rauchwolke fast 18 Kilometer hoch auf. Hiroshima selbst war noch immer vollkommen bedeckt, aber als wir abflogen, konnten wir an der Peripherie ausgebreitete Brände beobachten.’”

Die Stimme verstummte, Musik setzte ein.

“Maria, stell das Radio ab. Ich kann nichts mehr hören”, bat Mutter.

“Du, Mama”, sagte Toni, und ihre Stimme klang zittrig. “Du hast mir doch gesagt, daß der Krieg aus ist und also garantiert keine Bomben mehr fallen.”

“Ja, Toni, in Europa. In Europa ist der Krieg aus. Aber die Japaner kämpfen weiter. Doch dies! Das ist zu entsetzlich.”

“Eine Atombombe? Was ist das eigentlich? Ist das die Wunderwaffe, von der die Nazis bis zum Schluß geredet haben? Und jetzt haben sie die Amerikaner!”

“Aber nein.” Frau Prohaska widersprach. “Die Wissenschaftler in Deutschland haben in eine ganz andere Richtung geforscht. Ich habe erst gestern darüber einen langen Artikel in der Zeitung gelesen.”

“Eine einzige Bombe zerstört eine ganze Stadt.”

Großmutter schüttelte den Kopf. “Und dieser Pilot erzählt ganz kühl darüber. Also, ich versteh’ das nicht. Da komm’ ich nicht mehr mit.”

Während die Erwachsenen redeten, hatte Toni sich in die Ecke hinter der Kredenz verzogen. Da saß sie am Boden, die Knie an den Körper gepreßt, den Kopf auf die Arme gebettet. Heftige Stöße schüttelten ihren Körper.

“Toni! Toni! Was hast du?” Maria schüttelte die Freundin erschrocken an den Schultern. “Toni, sag etwas. Sag, was dir fehlt!”

Endlich hob Toni den Kopf. “Ich habe Angst. Ich fürchte mich.”

“Du brauchst keine Angst zu haben. Bei uns ist schon Frieden. Es kann dir nichts mehr passieren. Keine Bomben, keine Schüsse, nichts.”

“Ich habe Angst um die Kinder. Da gibt es doch Kinder in der Stadt, in Hiroshima. Was ist mit den Kindern?”

Maria schwieg. Sie stellte sich den Berg aus schwarzem Rauch vor, von dem der Pilot gesprochen hatte, und die Mauern und Häuser der Stadt, wie sie zerbarsten und verbrannten. Aber sie konnte sich die Menschen nicht vorstellen inmitten einer solchen Hölle. Auch die Tiere nicht. Japaner halten sich doch auch Tiere, schmusige Katzen und kleine Hunde.

Maria schlug die Arme um die Schultern der Freundin, und sie weinten zusammen.